



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

so feindlich sie auch den politischen Ueberstürzungen der Neuzeit, erörtert die russischen Heerzustände warnend, gerecht gegen die deutschen Armeen, wahrhaft patriotisch. Dadurch hat sie den ungeheuern Vortheil vor Hagthausen's Schrift voraus, von dem russischen Heerleben, von den inneren Zuständen, von der Verfassung desselben, von seinem moralischen und intellectuellen Geiste nicht Dinge zu erzählen, welche Jedermann sofort als Eingegenommenheiten und Uebertreibungen erkennen muß. An und für sich wäre vielleicht dieser Schaden nicht gar groß. Aber in sofern kann er's werden, als handwerkernde Rodomontaden-Schriftstellerei durch den Nachweis einzelner derartiger Daten leicht wieder die öffentliche Meinung zur alten Verachtung der russischen Militairmacht verführen kann. Trotz der gegenwärtigen Ruhe in den Massen und der Entente cordiale triple des Nordens sind aber schwerlich die Entscheidungsschlachten unsres Jahrhunderts schon geschlagen, und die Wiederkehr jener leichtsinnigen Täuschungen könnte Europa's Kosakischwerden leichter zur Folge haben, als eine allgemeine Herrschaft des Jacobinismus.

## W o c h e n b e r i c h t.

**Die Zollvereinsconferenzen.** — Der erste entscheidende Schritt wäre nun geschehen. Preußen hat die weitere Theilnahme der bisher zum Zollverein gehörigen Staaten an den Verhandlungen von der Annahme seines Programms abhängig gemacht. Wir können über dieses Ereigniß nur unsere vollständige Befriedigung aussprechen, und wenn Preußen in dieser Bahn bleibt, so wollen wir nachträglich auch alle die Zögerungen rechtfertigen, die wir nur darum angefochten haben, weil wir sie als ein Symptom der Schwäche und Unentschlossenheit auffaßten. Waren sie nichts weiter, als die schuldige Rücksicht gegen die übrigen gleichberechtigten deutschen Mächte, so waren sie vollständig in der Ordnung. Was bisher Preußen in so üblen Kredit gebracht hat, war seine Neigung, zuerst sehr ungestüm und gebieterisch aufzutreten, aber nachzugeben, sobald ihm ein entschlossener Wille begegnete. Wenn diesmal sein Verfahren ein umgekehrtes war, so können wir es als die Eröffnung eines neuen Weges nur mit Freuden begrüßen. Denn daß die Vorwürfe, die man von Seiten der Coalition Preußen wegen seiner Kündigung des Zollvereins gemacht hat, als ob es die übrigen Staaten dadurch habe bruskiren wollen, aller Begründung entbehren, zeigt das Verhalten eben derselben Coalition gegen Braunschweig und die thüringischen Fürsten. Der Zollverein sollte auf einer neuen Basis reconstituirt werden, und da man nicht wußte, ob seine sämmtlichen Theilnehmer sich mit dieser neuen Basis einverstanden erklären würden, so mußte man ihn an dem vertragsmäßig festgesetzten Termin kündigen, um sich selbst und den übrigen Staaten die volle Freiheit der Wahl wiederzugeben. Es wurden nachher Versuche angestellt, ob nicht der ganze frühere Zollverein auf der neuen Grundlage wieder hergestellt werden könnte. Diese Versuche zeigten, daß in materieller Beziehung eine Ausgleichung der verschiedenen Interessen wol möglich sei, daß aber Alles an den formalen Bedingungen der Coalition scheitern müßte; denn das

Aufsichtsrecht, welches Oestreich nicht nur während der Verhandlungen, sondern auch nach Abschluß des neuen Zollvereins über die inneren Angelegenheiten desselben zuertheilt werden sollte, widersprach allen Begriffen einer Vereinigung souverainer Staaten und konnte von Preußen nicht angenommen werden, wenn es nicht seine eigene Freiheit auf's Spiel setzen wollte. Darum blieb als letzter Ausweg nur der jetzt eingeschlagene übrig, den Vertrag vorläufig mit den einverständenen Staaten abzuschließen und das Uebrige der Zeit zu überlassen.

Sollte dadurch auf's Neue eine Zolllinie zwischen den bisher so eng verbrüdereten deutschen Staaten hervorgehen, so würden allerdings beide Theile darunter leiden, gewiß aber mehr die Angehörigen der Coalitionsstaaten. Sachsen z. B. würden bei seiner geographischen Lage fast alle Abzugscanäle abgeschnitten werden; selbst der Weg nach Bayern könnte ihm durch Altenburg versperrt werden. Denn von einem Zollabschluß mit Oestreich kann doch wol wenigstens für die nächste Zeit keine Rede sein. Die Störung, die dadurch in alle Verhältnisse kommen würde, ist ganz unberechenbar, und doch hört man von allen Seiten, namentlich im Handelsstande, eine laute Billigung des Verfahrens, welches Preußen eingeschlagen hat. Man sieht daraus, daß überall das bewußte oder unbewußte Gefühl lebt, nur auf diese Weise könne für die Zukunft ein geordneter Zustand hergestellt werden, wie sehr auch die Gegenwart darunter leiden möge. Das sollte aber eine dringende Mahnung für diejenigen unter den Coalitionsregierungen sein, die aufrichtig das Beste ihrer Staaten im Auge haben. Bis dahin konnten sie sich wenigstens immer durch den stillen Gedanken rechtfertigen, Preußen sei an ein unbedingtes Nachgeben gewöhnt, und man werde daher günstigere Bedingungen von ihm erpressen können. Sobald sich aber dieser Hintergedanke als illusorisch erweist, wird man doch den wirklichen Verhältnissen Rechnung tragen und etwaige politische Sympathien bei Seite lassen müssen.

**Der Herzog von Wellington.** — Einer der letzten Helden der alten großen Zeit, vielleicht nach Napoleon der bedeutendste, hat die Welt verlassen. Er war vielleicht die größte Erscheinung, welche die alte Zeit der neuen entgegenstellte. Als Feldherr wie als Staatsmann war er der stolze Repräsentant jener altenglischen Solidität, die sich durch nichts erschüttern läßt, weder durch die Umstände, noch durch die Menschen. In der ersten Zeit seiner staatsmännischen Laufbahn auf das Leidenschaftlichste, und vielleicht nicht mit Unrecht vom Liberalismus angefochten (wer kennt nicht die bitteren Ausfälle Lord Byron's gegen ihn?), wurde ihm am Ende seines Lebens die allgemeinste Anerkennung und Huldigung zu Theil. Die Engländer sind nicht so leicht in Feuer zu setzen, als andere Nationen; ihre Zähigkeit widersteht auch der Liebe und Begeisterung, aber wenn sie sich einmal hingegeben haben, so ist es unbedingte. Der „eiserne Herzog“ war ein Abgott des Volks, von der Aristokratie bis in die niedrigsten Klassen herunter, und mit Recht nicht bloß wegen seiner Gaben, sondern auch wegen seines Charakters. Seine Erscheinung hatte nichts Liebenswürdigen, wie wir es bei den französischen Helden so häufig finden; sie beschäftigt überhaupt im Ganzen wenig die Phantasie, aber von der Phantasie wird auch nicht das letzte Urtheil der Weltgeschichte ausgehen. So alt er war, ist sein Tod doch nicht ganz ohne Bedeutung. Noch die Krisis des vorigen Jahres zeigte, wie gleichsam die Idee, die sich mit ihm verknüpfte, die festeste Säule des Thrones war. In dem gegenwärtigen Gewirr

der Parteien wird der Mangel einer solchen über allen Zweifel erhabenen Autorität sehr fühlbar werden. — Eine nähere Charakteristik behalten wir uns vor.

**Musik.** — Ferdinand David's komische Oper: „Hans Wacht“ wurde den 18. September auf der Leipziger Bühne zum ersten Mal gegeben. Es hatten sich mancherlei Hoffnungen an die Aufführung dieses Werks geknüpft: Der Componist steht seit langer Zeit in guten Ehren bei der musikalischen Welt, und seine feinen und wohlgeordneten Violinconcerte verdienen wirklich vor allen ähnlichen Compositionen der letzten Zeit einen entschiedenen Vorzug. Auch der Gesangsmusik hatte er sich zugewendet, und nicht ganz ohne Glück, wie zwei von ihm herausgegebene Liederhefte bezeugen. Sie sollten gewissermaßen als Vorläufer dieser Oper gelten. Leider hat dieselbe nicht in dem Maße befriedigt, als man erwartete, und die Gründe des Mißlingens sind hauptsächlich in zwei Momenten zu suchen, in der unschönen Behandlungsweise des Gesangs und in der schwerfällig mit falschem Humor überladenen Musik.

Die Vernachlässigung des Gesangs von Seiten unsrer Componisten fängt nachgerade an unerträglich zu werden. David begeht zwar nicht den allgemeinen Fehler, die Melodien in Lagen zu versetzen, die den Sänger nur mit Qual seine Aufgabe lösen lassen. Dieser Fehler ist nirgends bemerklich, wol aber ein anderer, ein fast schlimmerer, und dieser ist wol aus der musikalischen Erziehung des Componisten herzuleiten. Es ist kaum möglich, daß ein Componist, der seinen ganzen Lebensberuf in der Ausbildung eines Saiteninstrumentes bisher gefunden hat, seine musikalische Phantasie und Empfindungsweise so ohne Weiteres ummodeln kann, daß er einen richtigen Gesang denken oder einen schreiben kann, an dem der Sänger sich erfreut, der ihm Gelegenheit bietet, mit seiner Kunst hervorzutreten. Es galt früher als Ehrensache für die Componisten, den Gesang und seine Technik genau kennen zu lernen, es wurde ihnen darum möglich, Melodien zu erfinden, die Wohlklang besaßen und durch ihre natürliche Führung eine wohlthuende Wirkung hervorbrachten. Unsrer Zeit und ihre Talente setzen sich darüber hinweg, obgleich man auf der andern Seite nie verfehlt, den Grundsatz aufzustellen und einzuschärfen: man kann für irgend ein Instrument nur in dem Falle richtig denken und schreiben, wenn man durch sorgfältiges Studium die Technik desselben sich zu eigen gemacht. Daß die Sänger in David's Oper sich meist erfolglos abmühten, findet in der mangelnden Bekanntschaft des Componisten mit dem Gesang seinen Grund; wir suchen ihn bloß darin, weil wir von dem sonst so erfahrenen Musiker ein geßiffentliches Widerstreben gegen die Grundsätze des Gesangs nicht glauben mögen. Wie unschön und unbeholfen klingen Melodien, die in unaufhörlichem Einerlei eine Note auf eine Sylbe geben? Dieser Zug findet sich am Anfang der Oper, kehrt unaufhörlich wieder, und erscheint in seiner höchsten Ausbildung in dem sentimentalen Hirtenliede des Hans Wacht (2. Act, Nr. 12), wo in dem schweren Dreierteltakte eine Viertelnote nach der andern schwerfällig einerschreitet und eine jede mit der andern um den größten Accent wetteifert. Die Gewalt der menschlichen Stimme liegt ja in dem schön gezogenen Tone, und das ist der Gegensatz der virtuosen Instrumentalcomposition. Wenn wir den Vocalen und ihrer Klangschönheit keine Rücksicht schenken wollen, so erreichen wir mit einer dem Orchester beigefügten Declamation beinahe gleich günstige Resultate. Anders verhält es sich freilich mit dem *Parlando* in der komischen Oper. Eine rasche Erzählung, schnell vorübergehende Scenen weisen natürlich jeden getragenen Gesang zurück

und bedingen ausdrücklich ein kurzes declamirendes Sprechen. Darum muß in diesem Falle der Componist vermeiden, dem Sänger oder auch den Chören vollständig ausgeführte melodische Phrasen in den Mund zu legen. Sie sind unnütz verschwendet, dem Sänger fehlt am Ende ja der Athem, um sie in dem raschen Vorbeieilen auszuführen. Die alten Componisten befolgten in solchen Fällen die Regel, die Sänger auf einem Tone oder doch nur in dem Umkreise weniger Töne singen zu lassen, und dem Orchester eine kurze, skizzirte Begleitung beizugeben, die den Sänger zweckmäßig unterstützte, ihm Raum genug ließ, sich frei zu bewegen und leicht zu sprechen. Auch hierin hat David Fehler begangen: wir machen besonders aufmerksam auf die Arie des Sebalduß (Nr. 3), worin dieser den erschrockenen Bürgern die Ankunft der Landsknechte meldet und in langen Versen ihre großen Requisiten aufzählt. Wie es doch dem armen Sebalduß und dem Zuhörer schwer gemacht wurde, um das zu singen und zu verstehen. Noch ein Beispiel: der Marktchor in der Introduction. Die in Massen aufgehäuften Vorräthe beeilen sich die Verkäuferinnen anzubieten, und alle die schönen Sachen würden sich auf einem Tone recht artig herplappern lassen; es war nicht nöthig, die Hühner und Fische, die saueren Gurken und die Hahnenkämme mit so vielen melodischem Aufwande anzubieten. Es gab ja für diesen Fall recht artige Muster in der Martha und in der Stumme von Portici! Es ist unsrer Zeit das wunderliche Streben eigenthümlich, die musikalischen Formen früherer Zeiten zu ignoriren und um jeden Preis Neues zu erschaffen. Die Versuche in der opera seria sind nicht gelungen, die neue emancipirte komische Oper wird kaum besser reussiren. Und die Hand auf's Herz! Sind denn die heimliche Ehe von Cimarosa, Mozart's Figaro, Rossini's Barbier, die zierlichen Opern von Auber, sogar Flotow's Stradella Kunstwerke so verwerflicher Art, daß es nicht der Mühe lohnt, sie ernsthaft zu betrachten und aus ihnen zu lernen? Es wird noch schwieriger sein, die alte komische Oper und ihr Wesen umzustößen, als die ernstesten Werke dieser Gattung. Die hier leitenden Grundsätze sind so einfach und natürlich, daß jede größere Abweichung davon das Unglück hinter sich herzieht.

Wir sprachen oben von den Neußerungen des falschen Humors in David's Musik. Einen großen Theil der Schuld trägt das Buch, eine Chablonenarbeit, wie sie die Dugendarbeiter der jüngsten Zeit in Masse auf den Markt geworfen haben, in der eine schlechte, oft undeutsche Diction, holprige Verse, niedrige Bilder und triviale Ausdrucksweise in unausgesetztem Kampfe sich befinden. Es war eine übergroße Kühnheit des Componisten, wenn er glaubte, solche Ungeschicklichkeiten durch die Gewalt seiner Musik zu überwinden. Wir knüpfen hieran eine kurze Betrachtung, die jedoch nicht in specieller Beziehung zum Componisten dieser Oper steht. Es giebt aus den letzten Jahrzehnten eine Menge Textbücher komischer Opern, die in ihrer Sprache und Ausdrucksweise hinter den Büchern der frühern Zeit zurückstehen. Viel Uebles wirkte in dieser Beziehung Vorhing, aber die Strafe verfolgte ihn auf dem Fuße, und er verlor an solchen Trivialitäten sein künstlerisches Renommée. Das unglückliche Beispiel hat leider nicht abgeschreckt und Pasqué's Buch ist eine neue Nachfolge dieser so tief stehenden Arbeiten. Wir sollten meinen, daß eben keine große Unterscheidungsgabe dazu gehört, um solche Ungehörigkeiten herauszufinden. Dennoch begehen unsre Componisten immer von Neuem den Fehler, ihre Thätigkeit solchen Büchern zu widmen. Wir möchten bescheidener Weise aus diesen Thatsachen fast schließen, daß einem guten Musiker noch etwas mehr zu lernen nöthig sei, als recht gut wacker Violine, Clavier, Cello u. s. f. zu spielen: ein

Grundsatz, der von musikalischen Autoritäten neuerdings häufig ausgesprochen ist. Die meisten unsrer jungen Musiker besuchen bis in ihr 15. Jahr eine öffentliche Schule. Man kann zwar darin mancherlei Gutes lernen, aber Nichts, was speciell Kunstzwecke fördert. Die folgenden Jahre vergehen über musikalischen Uebungen und es giebt in der That kein besseres Mittel, geistige Fähigkeiten zu schwächen und zu unterdrücken. Und die geistige Ausbildung! Das Studium der Kritiken in den Tageblättern und philosophische Vorlesungen über die Kunst der Zukunft verhelfen in kurzer Zeit zu einer Sicherheit des Urtheils, die uns in unsrer Stadt oft genug imponirt hat!

David's Compositionen sind bekannt genug; die Kritik hat längst ein günstiges Urtheil über sie festgestellt. Darum ist es hier überflüssig, über die gute Instrumentation, über die gewandte und pikante Harmonieführung, über die Leichtigkeit in der Formenbeherrschung zu sprechen; es hat noch Niemand an des Componisten Geschicklichkeit und Gewandtheit gezweifelt. Hier ist aber nicht einseitig die Musik, sondern ihr Verhältniß zum Texte zu prüfen und in diesem Falle werden die Resultate kaum so günstig ausfallen. Wir haben schon manche Entschuldigungsgründe für den Componisten angeführt. Wo diese nicht ausreichen, kann freilich nur davon die Rede sein, daß der Componist keinen entschiedenen Beruf für das Fach der Oper in sich trägt, daß, wie schon oben angedeutet, sein bisheriges Weben und Leben in Musik im diametralen Gegensatz zur Gesangsmusik steht. Unter den vielen Stellen, die ein nicht genügendes Verständniß und eine falsche Auffassung des Textes bekunden, ist besonders eine namentlich anzuführen: der Chor der Bürger und Rathsherren am Anfang des dritten Actes. Es ist dem Componisten oft begegnet, daß er das Maß vergessen, womit komische Musik gemessen werden soll. Wenn nun in der vorliegenden Scene die Bürger zwar mit Angst an die ankommenden spanischen Truppen gedenken und Uebles für ihre Stadt fürchten, so müssen sie doch der ganzen so hanswurstmäßigen Anlage des Textes gemäß in komischer caricirter Weise diese Angst und dieses Schrecken äußern, nicht einer Weise, in einer musikalischen Zeichnung, die zur Begleitung eines zehnfachen Mordes und eines welterschütternden Ungewitters vollständig ausreichte. Der Gedanke, die Rathsherren in einer zopfigen Fuge singen zu lassen, ist nicht übel, wenn nur nicht das „Zu Viel“ der neueren Musiker den guten Gedanken in seinem Entstehen vernichtete. Das leidige „Zu Viel“ und „Zu Gut“ hat überhaupt David um manchen Erfolg gebracht. Viele Sätze und Melodien beginnen einfach, natürlich und vielversprechend, aber es genügt ein kurzer Raum von oft nur acht Tacten, um uns aus dieser befriedigten Stimmung herauszureißen. Da wird modulirt, contrapunktirt, figurirt, imitirt, bald Dieser, bald Jener, und der Zuhörer ist sogleich wieder ein Opfer der mit vielem Fleiße gezeigten Kunstfertigkeit des Componisten. Es ist schmerzlich, die geringen Resultate zu verfolgen, die durch die neue deutsche Oper erreicht werden, und man möchte fast fürchten, daß die dramatische Musik in unserm Vaterlande ein Ende gefunden habe. Wir werden aber nicht eher befriedigende Erfolge erreichen, als bis unsre Componisten die bescheidenen Tugenden der Einfachheit und Natürlichkeit einer gespreizten Prahlerei und einer eitlen Künstlichkeit vorziehen lernen. Die dramatischen Werke unsrer Vorfahren sind nicht so inhaltslos, daß wir auch heute noch nicht wenigstens ihre mannichfachen Schönheiten erlernen und nachahmen dürften. Wir sind gewiß in mancher Beziehung in der Kunst vorgeschritten: unsre Formen sind leichter, handlicher und mannichfaltiger geworden, unsre Harmonien sind nicht mehr geknechtet von den steifen Regeln alter Schulmeister, die Melodienführung ist weniger an

einen bestimmten Modus gebannt, unsre Instrumentationsmittel sind mannichfaltiger und feiner geworden. Möchte bald Einer erstehn, der in wohlüberlegter und talentvoller Weise die Tugenden der Alten und die Vorzüge der Jungen vereinigte und solche Kunstwerke erzeugte, die vor dem ästhetischen Richterstuhl Gnade finden dürfen!

**Literatur.** — Wir führen ein Buch an, welches voraus sichtlich in dem größern Publicum viel Aufsehn machen wird: Die Könige. Entwicklungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Professor *Hinrichs* (Leipzig, Costenoble). Der Verfasser, ein leidenschaftlicher Verehrer des gemäßigten Königthums, der zum Schluß sogar in den nordamerikanischen Freistaaten die Grundlage für das ideale Königthum der Zukunft sucht, verfolgt die Idee des Königthums durch alle Zeiten und Völker, von ihrem ersten naiven Ausdruck bis zur breitesten Entwicklung. In wissenschaftlicher Beziehung kann man Vieles gegen den Versuch einwenden, einen einzelnen historischen Begriff willkürlich von dem concreten Leben der Geschichte überhaupt ablösen und ihm eine Art innerer Entwicklung vindiciren zu wollen. Die Idee des Königthums ist nicht ein Organismus, der für sich da wäre, sondern sie ist nur eine einzelne Erscheinung in dem Leben der Völker. Am wenigsten dürfte sie als eine absolute Idee aufgefaßt werden. Die Idee der Republik steht gleichberechtigt neben ihr; es kommt nur darauf an, auf welches Volk und auf welche Verhältnisse die eine oder die andere Anwendung findet. — Indes können wir von dieser Ausstellung absehen, da dem größern Publicum ein anmuthiges, historisch treues, mit Geist entwickeltes und nach allen Richtungen hin belehrendes Bild von den verschiedenen Zeiten des Königthums gegeben wird. *Hinrichs* bewegt sich auch in seinem Styl diesmal freier, als in früheren Versuchen, die zu lebhaft nach der Schule schmeckten. Der erste Theil des Buchs, der die alten und mittelalterlichen Könige enthält, ist zwar sehr gut geschrieben, bietet aber doch kein näher liegendes Interesse; dagegen spielen durch den ganzen zweiten Theil auf das Lebhafteste alle Fragen der Gegenwart und werden auf eine eben so mäßige als bestimmte Weise erörtert. Auf Einzelnes, was wir noch auszustellen und zu loben hätten, kommen wir bei Gelegenheit eines allgemeinen Artikels zurück. — Das Buch ist dem Herzog von Gotha gewidmet, als demjenigen unter den deutschen Fürsten, dem man eine ähnliche Schrift widmen kann und darf. —

Wir erwähnen nur zwei in Lieferungen erscheinende Werke, über die wir seiner Zeit ausführlicher berichten werden. — Erstens die Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von *Eduard Duller* (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn). — Da von den 20 bis 25 Lieferungen, aus denen das Werk bestehen soll, erst zwei uns vorliegen, so müssen wir ein Urtheil noch hinauschieben. — Dann die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems von *J. J. von Littrow*. Vierte Auflage. Nach dem neuesten Zustande der Wissenschaft bearbeitet von *Carl von Littrow*, Director der k. k. Sternwarte in Wien. (Stuttgart, Hoffmann). Das Ganze besteht aus sechs Lieferungen (wovon zwei bereits erschienen sind), und kostet im Subscriptionspreise 2 $\frac{1}{2}$  Thlr. Der berühmte Name des Verfassers ist Bürge für den wissenschaftlichen Werth, der übrigens auch schon allgemein gebührend anerkannt ist; wir haben hier nur die populäre gemeinverständliche Darstellung zu rühmen. — „Der Kreislauf des Lebens, physiologische Antworten auf *Liebig's*

Chemische Briefe, von Jac. Moleschott" (Mainz, v. Zabern, 1852) ist ebenfalls eines der vielen jetzt erscheinenden populären naturwissenschaftlichen Bücher. Es wird namentlich durch die seltsame Consequenz seiner theoretischen Folgerungen Aufmerksamkeit erregen. Im Allgemeinen enthält das Buch jene Früchte der chemischen Forschung, die Liebig schon in den erwähnten Briefen gesammelt hat; dagegen sind Principien und Tendenz der Darstellung die entgegengesetzten. Gleich in der Ueberschrift des ersten Capitels: „Offenbarung und Naturgesetz“ zeigt sich der Widerspruch. Liebig weiß jenseits der Naturgesetze ein Wesen, „zu dessen Anschauung und Erkenntniß die Sinne nicht mehr ausreichen“; Moleschott dagegen, den Standpunkt Feuerbach's repräsentirend, geht von dem Grundsatz aus: „Es ist in unsrem Verstande Nichts, was nicht eingegangen wäre durch das Thor unsrer Sinne.“ — In Consequenz damit sucht er das Wachsthum der Pflanzen und Thiere auf mechanische Weise zu erklären durch jenes bekannte Experiment an einer mit Kochsalz gefüllten, in's Wasser getauchten Röhre, welches das Aufsteigen der Säfte, so wie das Ansetzen neuer Theile erklärlich machen soll. Pflanzen und Thiere werden stofflich erzeugt von dem Boden, auf dem sie wachsen, von der Nahrung, die sie einnehmen. Andererseits wieder sind bestimmte mineralische Bestandtheile im Boden die Grundbedingungen für bestimmte Pflanzengattungen: der Schachtelhalm, verbrannt, läßt fast nur Kiesel Erde zurück; die Weinrebe zeichnet sich aus durch ihren Gehalt an Kalk, der Weizen durch phosphorsaure Salze, die Rübe durch den der Kalkerde ähnlichen Talk zc. — woraus die Nothwendigkeit der Wechselwirthschaft beim Ackerbau und die Bedeutung der agromischen Chemie erhellt. — Eben so hat beim Thier und beim Menschen jeder Stoff des Körpers, jeder Formbestandtheil, jedes Werkzeug seine eigenen physikalischen Bedingungen. Fett macht das Knochenmark leicht, Wasser das Blut beweglich, Knochen Erde den elfenbeinernen Theil der Knochen schwer, den Zahnschmelz hart, Faserstoff die Muskeln verkürzbar. Alle festen Theile des Körpers, Knochen, Muskeln, Hirn und Nerven entstehen aus dem Blute; das Blut ist zusammengesetzt aus Eiweiß, Zucker, Fett und Salz; diese Stoffe muß also ein vollkommenes Nahrungsmittel enthalten. Das Gehirn im Besondern kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen, das der Phosphor dem Eiweiß und Faserstoff des Blutes verdankt: ohne Phosphor kein Gedanke. Darum sind Fleisch, Brod, Erbsen nothwendig zur Ernährung des Gehirns, die durch Speisen, welche wie Fisch und Eier fertig gebildetes phosphorhaltiges Fett enthalten, noch mehr erleichtert wird. Thee stimmt das Urtheil, Kaffee nährt die gestaltende Kraft des Gehirns. Anwesenheit des Weingeistes und Anhäufung des Blutes im Gehirn sind Ursachen des Rausches. — Da die Kartoffel kein Eiweiß, sondern nur Zucker und Fett enthält, so kann sie allein die dem Gehirn nöthigen Nahrungsmittel nicht bieten; durch ihren ausschließlichen Genuß muß der Mensch verdummen. Da aber im Gegensatz Erbsen, auch Bohnen und Linsen reich an Eiweiß sind, so hat jenes Evangelium der Erbsen, in dem Feuerbach das Ziel der Zukunft, die Lösung der socialen Frage proclamirt, hier seine realistische Motivirung: Das Abschaffen des Kartoffel- und Einführen des Erbsenbaues soll der Erde ein neues, gesundes und erleuchtetes Geschlecht verschaffen. — Mit dem, was Moleschott über die socialistische Mission der Naturwissenschaft sagt, darüber kann man im Allgemeinen wohl einverstanden sein. „Das Leben“, so schreibt er, „fordert Arbeit, die Arbeit Stoff. Es ist die Aufgabe der Chemie, täglich besser einsehen zu lernen,

welcher Stoff zu jeder Arbeit gehört, und der Armuth durch richtige Vertheilung des Stoffes vorzubeugen. Es gilt nur, den Stoff, der bei hundert und tausend Gelegenheiten als Abfall zwar nicht verloren geht, aber auf Umwegen sich verirrt, in der vortheilhaftesten Weise zu sammeln und auf dem kürzesten Wege dahin zu lenken, wo er die mächtigste Wirkung zu entfalten vermag. — In Podolien, in Buenos Ayres, in Mexiko, in Australien, in vielen Gegenden der Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo das Rindfleisch oder das Fleisch von Schafen kaum einen Werth besitzt, ließen sich mit den einfachsten Mitteln die größten Quantitäten des besten Fleischextractes sammeln, dessen Zufuhr für die kartoffelessende Bevölkerung Europa's vielleicht eine ganz besondere Bedeutung gewinnen möchte (schon von Liebig aufgestellt). — Ein Gemenge von Kalk und Schwefelcalcium, das bei der Fabrikation von Kali- und Natronsalzen abfällt und bei den Sodafabriken von Marseille, Liverpool, Glasgow und Newcastle in ganzen Hügeln aufgethürmt ist, wäre äußerst wohlthätig für die Fruchtbarkeit von Aeckern und Wiesen, und könnte einen einträglichen Handelsartikel abgeben. — Ja, wenn bei der stets wachsenden Bevölkerung die Möglichkeit zu denken wäre, daß Mangel an phosphorsaurem Kalk, Mangel an Knochenerde entstände, dann würde die Wissenschaft auf die Lager von Knochenstein, von phosphorsaurem Kalk in der Wetterau und in Estremadura als Mittel der Düngung hinzuweisen haben. — Ist es nicht eine ganz nothwendige Folgerung, daß die Wissenschaft einmal dahin kommen muß, eine Vertheilung des Stoffes zu lehren, bei welcher Armuth in dem Sinne eines unbefriedigten Bedürfnisses unmöglich ist? Die Salze sind in überreicher Menge gegeben. Wir brauchen sie nur aus dem Eingeweide der Erde hervorzuwählen, das ganze Adern von Knochenstein enthält. Die organischen Verbindungen, Eiweiß, Fett und Zucker sind ewig, weil sie die Pflanze aus einfachen Verbindungen bereitet, die selbst ewig sind, indem das Thier Fett, Eiweiß, Zucker nur verzehrt, um sie in der Gestalt von Ammoniak, von Kohlensäure und Wasser der Pflanzenwelt darzubieten. Nur richtige Vertheilung des Stoffes ist es, was der Landwirth, der Arzt, der Staatsmann, der Arme fordert! Landwirth, Arzt, Staatsmann und Armer hätten gewiß ein leichtes Leben, wenn die verwickelte sociale Frage so leicht zu lösen wäre, und Naturforscher und Chemiker wären die wahren Propheten und Heilande der Zukunft. Aber richtige Vertheilung des Stoffes vermehrt und verwohlfeilert nur die auf den Markt gelangenden Producte, ohne das Mißverhältniß zwischen Arbeitsgelegenheit und Arbeitskräften zu heben. Sie macht zwar billiger, giebt dem Armen aber noch kein Geld, um zu kaufen.

Als Absurditäten sind noch gewisse, auf die Spitze getriebene Consequenzen der einseitig empirischen Anschauung zu rügen, die nicht einmal den Reiz der Neuheit für sich haben, wie z. B.: „das Hirn und seine Thätigkeit verändern sich mit den Zeiten und mit dem Hirn die Sitte, die des Sittlichen Maßstab ist.“ So viel wir wissen, hat man die Entwicklung der Sittlichkeit und deren Gesetze bisher noch immer auf dem großen Schauplatz der Geschichte, nicht aber auf den Tischen der Anatomen verfolgt und wird sie auch wol fernerhin nur dort finden und begreifen können!

Der Bruder aus Ungarn. Roman in zwei Bänden. (Berlin, Franz Duncker.) — Der Verfasser macht den Eindruck eines gebildeten, selbst geistvollen Mannes. Seine Reflexionen über die Zeit, die er behandelt (1517—1518), sind zum Theil sehr treffend und interessant. Aber eine solche Unruhe und Hast in der Zeichnung der Figuren und

Situationen ist uns selten vorgekommen. Sie sind zum Theil recht fein angelegt und interessiren im Anfang; der Verfasser bemüht sich, sie realistisch auszuführen; aber bald subtilisiren sich ihre Gedanken und Empfindungen, sie zerfließen in allgemeine Abstractionen, in transcendente Ideen, und wir bewegen uns nicht mehr im Deutschland des sechzehnten Jahrhunderts, sondern im jungen Deutschland der Herren Gutzkow, Mundt u. s. w. Fast kein einziger Charakter wird bis zu Ende festgehalten, bei den meisten ist man selbst über die Intentionen des Verfassers vollständig im Unklaren. Und was bietet gerade jene Zeit für ein glänzendes Material für psychologische Studien und für kühne, charakteristische Zeichnung.

**Theater.** — In Wien wird jetzt ein regelmäßiges Pensionsinstitut eingeführt, welches für das künstlerische Fortbestehen des Hofburgtheaters nur einen sehr günstigen Erfolg haben kann. — Der Tenorist Under hat sich doch nun engagiren lassen, und Frau v. Stranz, die von Berlin zurückgekehrt ist, ist gleichfalls bleibend für die Oper gewonnen.

Karl Löwyer in Homburg ist mit der Bervollständigung seines Leitfadens für dramaturgischen Unterricht beschäftigt. — Hector Berlioz will ein theoretisches Werk über die Kunst herausgeben. —

Johanna Wagner feiert in Berlin wieder neue Triumphe. Leider ist sie wieder in einen zweiten Proceß wegen ihres Breslauer Aufenthalts verwickelt. Das ist für eine Künstlerin immer ungünstig, obgleich ihr Verhalten gegen Lumley durch die scandälsen Proceße, die jetzt in Paris gegen diesen eingeleitet sind, in ein weit besseres Licht gestellt wird. — Sonderbarer Weise soll Lumley im nächsten Jahre die Nacht der Wiener Oper am Kärthnerthor erhalten.

Das neue Karlsruher Theater, welches auch architektonisch musterhaft sein soll, wird erst im Mai des folgenden Jahres eröffnet werden. Hoffentlich wird es durch Eduard Devrient bis dahin auch in geistiger Beziehung neu organisirt sein.

Henriette Sontag wird den 1. October in Neu-York ihr erstes Concert geben. —

In Mailand ist eine große historisch-phantastische Oper: „Dante, Virgilio u. Vice“, aufgeführt worden, Text vom Professor Seraphim Torelli, Musik von Paolo Carrer. Eine andere Oper von Emanuel Muzio: „Giovanna la Bazza“, kommt nächstens zur Auführung. — In Neapel hat die Oper: „Elena di Tolosa“, von Enrico Petrella, Beifall gefunden.

Die Rachel ist am 4. September zum ersten Mal im „Mithridates“ im Théâtre français wieder aufgetreten. —

A. Dumas schreibt für das Pays einen Roman, der über hundert Bände umfassen soll, und der an der Hand des Ewigen Juden durch alle Perioden der Weltgeschichte geht.

Auf die mehrfache Anfrage, wer der Verfasser des Aufsages: Oldenburger Zustände in Nr. 18, 19, 24, 25 und 26 der Grenzboten sei, ertheilt die Redaction mit Zustimmung des Verfassers den Bescheid, daß es Herr Dr. Karl August Mayer ist, früher in Oldenburg, jetzt in Mannheim, Verfasser des Werks: „Neapel und die Neapolitaner.“

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.